Grand Island Anzeiger.

J. P. WINDOLPH,
Herausgeber.

Grand Island, - - Nebr.

Zur Indianerfrage.

Indianer-Commissär Morgan empfiehlt in seinem letzten Bericht über die Ländereien der Rothhäute in den Ver. Staaten, die gegenwärtig schwunghaft betriebene Politik der allmähligen Erwerbung der Reservationen und Eröffnung derselben für Ansiedler noch weiter auszudehnen. Vor Herrn Morgans Amtsantritt hat der Congreß sich in der sog. „Severalty Allotment"-Bill für eine allmählige Urbarmachung und Besiedelung der Reservationen durch Weiße ausgesprochen, während das Indianerelement selbst nach und nach im Bürgerthum aufgehen solle. Die letztere Erwartung kann natürlich erst in Erfüllung gehen, wenn die Bundesverfassung entsprechend abgeändert wird. Denn nur die kaukasische oder weiße Rasse kann das Bürgerrecht erwerben, und die einzige Ausnahme davon ist in Folge des Bürgerkrieges zu Gunsten der Neger gemacht worden.

Trotz der neuerlichen ausgedehnten Enteignungen an Indianergebiet umfassen die Reservationen heute immer noch über hundert Millionen Acres, und dabei ist Alaska gar nicht einmal mitgerechnet. Auf diesem riesigen Flächenraum schwärmen kaum 250,000 Indianer — Squaws und Papooses mit eingerechnet — umher, so daß auf jedes Individuum vom Säugling bis zum Greise rund 400 Acres kommen. Und dabei drängt sich im Osten die weiße Bevölkerung bereits in unbehaglicher Weise, während die Eisenbahnmonopole kraft der ihnen in den Schooß geworfenen Länderschenkungen einen großen Theil werthvollen Terrains im Westen mit eisernem Griffe festhalten.

Dieses schreiende Mißverhältniß suchte jene Severalty-Bill einigermaßen auszugleichen. Man erkannte sehr wohl, daß die ganze Reservationswirthschaft die Folge einer von ungesunder Sentimentalität beeinflußten Politik war, welches „dem rothen Sohn des Waldes und der grenzenlosen Prärie", dem Indianer, nicht wie er ist, sondern wie er sich in den Köpfen der von Cooper'schen und Longfellow'schen Idealgestalten erhitzten Stubenhocker malt, seine „berechtigten Eigenthümlichkeiten" erhalten wollte. Doch der Fehler war einmal gemacht und das amerikanische Volk konnte und kann nicht gut, ohne seiner eigenen Ehre zu nahe zu treten, jene Reservationen mit einem Federstrich aus der Welt schaffen.

Mit Recht sucht deshalb jene Bill von 1887 einen vernünftigen Mittelweg einzuschlagen. Statt der 400 Acres für jeden Kopf der rothen Bevölkerung sollen auf jedes Familienoberhaupt 160 Acres, halb soviel auf jede unverheirathete Person und jede Waise über 18 Jahre, und 40 Acres auf jede Person darunter kommen.

Das ist wahrlich eine fürstliche Versorgung für „Poor Lo", und über und über genug, wenn er sich dem Ackerbau widmet. Denn mit den Jagdgründen ist es ja nun vorbei, seitdem der Bison ausgerottet und seine letzten Exemplare sorglich in Onkel Sams Naturalienkabinet, dem Yellowstone Park, sorgfältig vor Nachstellung behütet, aufbewahrt werden.

In den Ver. Staaten gibt es 160 Indianer-Reservationen, deren Rechtstitel verschiedenen Ursprungs sind. Theils beruhen sie auf Verträgen, theils auf Congreßgesetzen, theils auf Decreten der Executive. Und obwohl in der Theorie vor bereits zwanzig Jahren der Congreß den strengen Grundsatz aufgestellt hat, „daß ein Indianerstamm von den Ver. Staaten weder als selbstständige Nation, noch als Macht anerkannt wird, also auch mit ihnen keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden können", so ist man doch in der Praxis mit großer Nachsicht aufgetreten und hat während der zahlreichen blutigen Indianeraufstände denselben thatsächlich die Rechte kriegführender Nationen zugestanden und sie danach behandelt, anstatt sie, wie es nach jenem Ausspruche consequent wäre, einfach als Hochverräther, Aufrührer, Mörder und Brandstifter zu bestrafen.

Allerdings hat man sich seit 1887 nicht gerade beeilt, die Reservationen so erheblich zu verringern, wie es Herr Morgan gerade möchte. Es wäre aber grausam und barbarisch, die Indianer aus ihrem Besitz hinauszustoßen, ehe sie sich die Mittel angeeignet haben, unter gänzlich veränderten Verhältnissen ihre Existenz in menschenwürdiger Weise zu fristen. Die gegenwärtige ältere Generation, für deren Erziehung die Regierung wenig oder gar nicht, besten Falles in ganz verkehrter Weise gesorgt hat, ist nicht mehr zu anderen Anschauungen zu bekehren. Sie würde als ein Haufe hilfloser Bettler nur dem Staate zur Last fallen.

Man muß auf die Intelligenz des jüngeren gut unterrichteten und neueren Ideen zugänglichen Geschlechts bauen und warten, bis die Alten ausgestorben und die Jungen zu maßgebender Bedeutung herangewachsen sind, ehe man die Oeffnung der Reservationen umfassend und energisch betreibt.

— Aus einer Erzählung für das Volk. Der alte Invalide, wie er so jeden Tag unter der schattigen Dorflinde saß, war ein stehende Figur in dem ländlichen Idyll.

Deutschlands Arbeitercolonien.

Der Pariser Stadtrath Georges Berry hatte eine längere Reise nach Deutschland unternommen, um die dortigen Wohlthätigkeitseinrichtungen zu studiren, namentlich die Arbeitercolonieen und alle auf Verminderung der Bettelei abzielenden Maßregeln. Er ist von der Reise außerordentlich befriedigt zurückgekehrt und gedenkt seine Erfahrungen in einem ausführlichen Bericht niederzulegen, den er dem Stadtrath einreichen will. Die „öffentliche Hilfe" ist nach seiner Ansicht in Deutschland ganz ausgezeichnet und kann in vielen Puncten Frankreich als Muster dienen, besonders in Bezug auf die Arbeitercolonieen, die in Deutschland in fast allen Provinzen errichtet sind, während Frankreich deren nur eine einzige zählt.

Wer die französische Centralisation und die vorwiegende Rolle kennt, die der Staat in allem spielt, wird das Staunen Berrys darüber begreifen, daß die deutschen Arbeitercolonien durchweg aus privater Anregung in's Leben gerufen sind und auch vom Staate keine Unterstützung empfangen, sondern höchstens von den Provinzialbehörden. Berry sagt, daß in früheren Zeiten der Bettel in Deutschland mehr verbreitet war, als in Frankreich, daß aber jetzt, dank der verständigen Regelung, das Verhältniß umgekehrt sei. „Man kann sagen, daß es in Deutschland kaum noch Bettler und Landstreicher gibt." Es ist das wohl eine etwas optimistische Auffassung, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß diese Colonien sehr viel zur Verminderung der Bettelei beigetragen haben.

Fast noch beachtenswerther als die ländlichen Colonieen schien dem französischen Besucher ein in Berlin eingerichtetes Arbeitshaus, eine industrielle Colonie, wie er es nennt, in der den beschäftigungslosen Industrie-Arbeitern Gelegenheit geboten wird, über die schwere Zeit der Arbeitslosigkeit hinwegzukommen. Abgesehen von den Schlafsälen findet er in diesem Arbeitshause alles mustergültig und er hofft, daß es ihm gelingen werde, eine ähnliche Einrichtung in Paris ins Leben zu rufen. Auch dem großen Nacht-Asyl in Berlin hat Berry einen Besuch abgestattet und spart auch hier nicht mit Lob über alles, was er gesehen hat.

Man sieht aus dem Ganzen, daß es Berry ebenso gegangen ist wie schon vielen Franzosen vor ihm: sie glauben zuerst, daß in Deutschland wenig zu sehen und noch weniger zu lernen ist, und bemerken, wenn sie einmal nach Deutschland kommen, zu ihrem Staunen, daß es dort nicht nur viel Interessantes und Beachtenswerthes gibt, sondern daß man sogar in manchen Puncten sehr lehrreiche und nachahmungswerthe Dinge vorfindet. Leider aber geht der Franzose nur ganz selten nach Deutschland und es kommt dadurch ein Annäherungsmittel in Wegfall, das sehr viel zur Verständigung zwischen den beiden Nationen beitragen würde.

Der „Arizona Kicker".

Mark Twain hat sich früher in köstlichen Persifflagen des Zeitungswesens im Westen und Süden versucht, von denen „Journalism in Tennessee" und „Editing in the West" die glänzendsten Beispiele sind. Ein glücklicher Nachahmer ist ihm jetzt in dem Humoristen McQuad erstatten, wenn dieser sich auch nicht im Entferntesten mit Mark Twain an Originalität und Erfindungsgabe vergleichen kann.

Dieser „Arizona Kicker" ist bekanntlich ein sagenhaftes Blatt, welches im wilden Westen, in Arizona, erscheint oder richtiger nicht erscheint. Häufig genug hat man jedoch in Deutschland den „Kicker" für baare Münze genommen und seine Erzählungen als Beweis für die horrenden Zustände im Westen citirt. Aber es könnte sehr wohl daselbst erscheinen, denn es ist in seinem ganzen Ton ein wundervolles Abbild jener Art von Zeitungen und Zeitungsmenschen, wie sie dem wilden Westen eigen waren und wohl auch theilweise noch heute eigen sind, obwohl wir sehr stark bezweifeln, daß McQuad den Westen sehr genau studirt hat, denn in Personen und Ereignissen, der Grundlage seiner Artikel, herrscht eine große Einförmigkeit; doch sind namentlich seine Zänkereien mit Concurrenzblättern, die nur seiner Phantasie entsprossen, amüsant genug. Wir können uns nicht versagen, einige Proben solcher Artikel im Folgenden zu veröffentlichen:

Arme alte Fliege!

Wir empfingen kürzlich 48 große Bogen rothes Pappenpapier aus Chicago, die wir hatten kommen lassen, um dieselben mit "for sale" und "to rent" zu bedrucken und hier einzuführen. Ein derartiges Aushängeschild aus rothem Pappenpapier war in dieser Stadt noch niemals gesehen worden, und der Unternehmungsgeist des „Kicker" in der Einführung dieser Neuerung wurde demgemäß auf's Schmeichelhafteste allseitig besprochen. Dies ärgerte unseren verehrten sogenannten Collegen unten in der Straße natürlich ganz gewaltig, und als gar eins dieser Schilder gegenüber der Redaction angenagelt wurde, bekam er einen Wuthanfall. Er nahm seine Redactionsflinte und lauerte uns an der Cowboy-Allee auf, um uns unseren Unternehmungsgeist auszublasen. Die arme, alte, krummbeinige, schieläugige Fliege! Als wir beinahe über ihn stolperten, bemerkte er uns und schoß und schoß. Wir blieben stehen, steckten uns eine echte Havanna an und warteten bis er fertig war. Alsdann steckten wir ihn in ein leeres Kartoffelfaß und gingen nach Hause. Wir haben ihm in zwei Wochen ungefähr fünfzehn Mal die beste Gelegenheit gegeben, uns kalt zu machen. Aber sein Schießen steht eben auf derselbe Höhe wie seine Leistungen als Redacteur. Im Uebrigen nehmen wir ihm Nichts übel und gewähren ihm hiermit das ausschließliche Recht, jederzeit auf uns zu schießen, ausgenommen am Sonntag, wo wir keinen Lärm vertragen.

Ferner:

Kalte Thatsachen!

Wir lesen, daß unser geschätzter College einen Redacteur sucht, „der mit der täglichen Politik genau vertraut sein muß." Sein Gehalt soll bei beständigem Engagement besonders gut sein. Wir haben nichts gegen den alten Schweden einzuwenden, wenn er behauptet, ihm gehöre das Winkelblättchen, aber er soll nicht dem Publikum Sand in die Augen streuen. Man höre: Er hat überhaupt nur 331 Abonnenten. Unsere Leute kümmern sich den Teufel um Politik. Er muß seine Setzer mit Anweisungen bezahlen, denn er hat kein Geld. Sein Redacteur müßte in drei Jahren verhungern.

Der letzte kam aus Boston. Unser College borgte dem Unglücklichen seine letzten drei Dollars ab, stahl seine Hosenträger, unterschlug sein reines Oberhemd und warf ihn dann hinaus. Wir werden den traurigen Ausdruck in dem Gesicht des jungen Mannes nie vergessen, als er auf seiner einsamen Wanderung von 2000 Meilen nach Boston fürbaß schritt.

Muß fühlen!

Vor drei Monaten haben wir dem „Judge" Wakefield, der aus Missouri hier plötzlich auftauchte, den wohlgemeinten Rath gegeben, sich von hier zu drücken, da dies nicht der rechte Platz für seine Fähigkeiten sei. Daß er den „Kicker" nicht abonnirte, haben wir ihm nicht übel genommen; aber gegen seine Manier, stets seine Ellbogen auf Schanktischen durchzuscheuern und unter dem „Free Lunch" schreckliche Verwüstungen anzurichten, war manches einzuwenden. Er beachtete unsern leisen Wink nicht. Jetzt kommt seine Reue zu spät. Neulich holten ihn die „Boys" aus dem Bette, schmückten ihn mit einem hänfenen Halsbande und zogen ihn so oft an einem Baumast auf und nieder, bis er seinen Willen abzureisen zu erkennen gab. Wahrscheinlich wird er den Winter über eine heisere und rauhe Kehle behalten. Er hätte uns folgen sollen!

Ein Abenteuer des Grafen Bismarck.

Graf Wilhelm Bismarck, der Regierungspräsident von Hannover, war vor einigen Tagen in Lugano der Held eines ergötzlichen Abenteuers. Er wohnte mit dem Grafen von Flandern, dem Bruder des Königs von Belgien, und mit Herrn Ruchonnet, dem Ex-Präsidenten des schweizerischen Bundesraths, einem Concerte in der Ausstellung der schönen Künste bei, als er plötzlich von der Menge als ein „Bismarck" erkannt wurde. Man umringte ihn von allen Seiten, sodaß er in eine peinliche Lage gerieth, aus welcher ihn erst der Feuerwehrhauptmann von Lugano, Herr Bernasconi, befreite, der die ingeniöse Idee hatte, den Schlauch einer Feuerspritze gegen die Menge zu richten, wobei allerdings auch Graf Bismarck eine kalte Douche erhielt. Nach der „Rettung aus Gefahr" entspann sich zwischen dem Grafen und dem Hauptmann folgender Dialog:

„Also Sie sind der berühmte Bismarck?" — „Keineswegs, ich heiße Vigona und bekleide in meiner Vaterstadt ein kleines Amt." — „Ganz wie ich! Auch ich bin städtischer Beamter." —„Dann sind wir ja Collegen," sagte der Graf. „Uebrigens bin ich aber auch Mitglied des Schulvorstandes."— „Merkwürdig," erwiderte der biedere Feuerwehrmann, „dann sind wir ja erst recht Collegen, obwohl ich noch Mitglied der Armenverwaltung bin." — „Ich auch, ich auch! Wunderbar, sehr wunderbar! Aber entschuldigen Sie, was bedeuten die drei silbernen Schnüre auf Ihrem Rocke?" — „Ich bin ja Feuerwehrhauptmann!"— „Feuerwehrhauptmann, das bin ich nicht; Sie sind mir also doch „über". Ich habe zwar noch irgend einen Rang im Landheere, —aber sprechen wir lieber nicht davon." Mit diesen Worten schloß das denkwürdige Gespräch.

Besteigung des Mount Baker.

Die Naturschönheiten des neuen Staates Washington sind berühmt, und locken alljährlich Tausende von Touristen herbei, welche, wie sich das bei amerikanischen Reisenden von selbst versteht, größtentheils nebenbei dem Angelsport und der Jagd obliegen. Der Deutsche, wenn er in der Schweiz, in Tirol, in Norwegen oder in Italien reist, läßt es sich an den Reizen der Natur genügen; ihm würde das, was den Engländer oder Amerikaner nach Norwegen zieht, nämlich die ohne Regierungscontrolle dort ausgeübte Jagd, als eine Entweihung der Natur dünken. Diese grundverschiedene Auffassung äußert sich sogar in der Kunst. Eine reine Landschaftsmalerei, die sich bemüht, die stille Schönheit der Natur in idealer und durchgeistigter Auffassung wiederzugeben, kennt nur der Deutsche. Der berühmteste Landschaftsmaler Englands, Edwin Landseer, war auch zugleich der größte Specialist für Jagdstücke.

Wenn es dagegen einen Sport gibt, in dem Engländer und Deutsche wetteifern, so ist es das Bergsteigen.

Dasselbe hängt auch auf das Engste mit einem genauen Studium der Gebirgsländereien zusammen, und es wird wohl wenig Reisende geben, die dem Wahlspruche des bequemen Berliner Touristen: Berge von unten, Kneipen von innen und Kirchen von außen: unbedingt Folge leisten würden. Die Alpenclubs Deutschlands und Oesterreichs stehen denen Englands sicher nicht nach, haben im Gegentheil bedeutend mehr für Oreographie, Geologie und Naturwissenschaft, namentlich auch für die Gletscherkunde geleistet, als die englischen Clubs, welche größtentheils nur dem öden Sensationsbedürfniß oder dem bizarren Spleen der Albionssöhne dienstbar sind.

Der Amerikaner ist keineswegs von gleichem Schlage. Er empfindet kein starkes Bedürfniß nach körperlicher Aufregung und Anstrengung um ihrer selbst willen, deshalb pflegt er wohl den Fahrsport, aber der ungleich männlichere, aber gefährlichere und anstrengendere Reitsport tritt fast ganz in den Hintergrund. Einige Dutzend bezahlter Miethlinge spielen das Jahr über in den Hauptstädten des Landes Ball, während die Volksmengen, für welche diese modernen Landsknechte sich die Finger lahm und die Knochen entzwei schlagen, bequem auf Tribünen hingelagert entweder Beifall klatschen oder Wuthgeheul ausstoßen, je nachdem ihre Partei gewinnt oder verliert. In England spielen die sämmtlichen männlichen Einwohner der rivalisirenden Städte beim Cricket mit.

Die bequeme amerikanische Manier, „by proxy" zu spielen, würde dem Engländer als Zerrbild, und ebenso lächerlich erscheinen, als etwa „by proxy" zu reiten u. s. w. Der Amerikaner ist auch kein Bergsteiger. Schon in Europa wird man unter den sogenannten „Bergfexen", wie der Volksmund in Baiern und Tirol die bergbesteigenden „Stadtherren" nennt, fast nie waschechte Amerikaner treffen, es sei denn ein bereits umgemodelter Anglomane. Hierzulande gibt's auch nicht mehr. Da ist beispielsweise der berühmte Mount Baker im nordwestlichen Washington. Trotzdem nun gerade diese Gegend wegen ihrer pittoresken Schönheiten von vielen Touristen besucht ist, konnte man erst vor wenigen Tagen die dritte Besteigung des Mount Baker in diesem Jahre verzeichnen. In Europa wäre dieser alljährlich das ersehnte Reiseziel vieler Hunderter, ebenso wie das Mer de Glace und der Montblanc.

Bereits von der Canadian-Pacific-Bahn, sobald diese in weitem Bogen sich der Küste von Vancouver nähert, erscheint der gewaltige Berggipfel dem staunenden Auge des Reisenden in seiner grandiosen Majestät. Wie eine gewaltige, unbewegliche Cumuluswolke, deren helle, im Sonnenlicht blendend weiß strahlende Partien weiter nichts sind, als die langgestreckten Schneefelder, welche sich an den Abhängen des Bergriesen hinabziehen, erhebt er sich am Horizont. Der Bericht über diese letzte Besteigung ist außerordentlich interessant.

Eine Gesellschaft von vier Bürgern der aufblühenden Handelsstadt Seattle unternahm das Wagniß, deshalb besonders gefährlich, weil es dort an einem entwickelten und geregelten Führerdienst, wie beim Montblanc und anderen berühmten Bergpartien der Schweiz, Deutschlands und Oesterreichs gänzlich mangelt. Die Beschäftigung würde nicht lohnen, denn der amerikanische Bergfex bleibt wahrscheinlich der Geschichtschreibung des kommenden Jahrhunderts vorbehalten.

Es war an einem hellen, durchsichtig klaren Septembermorgen, als die kleine Gesellschaft auf der Nordseite unweit der Zweitheilung des Nooksack River den Aufstieg begann. Mit Mundvorrath und Getränken waren sie auf längere Zeit reichlich versehen. Fünf volle Tage dauerte es, ehe sie nach mühseliger Wanderung über die vielen Grate und kleineren Gipfel, die den Hauptstock des Berges umgeben, die Schneegrenze erreichten. Die Höhe des Gipfels über dem Meeresspiegel erreicht 10,827 Fuß. Jene Gegend war keineswegs so öde und leblos, wie man vielleicht glaubt. In den eiskalten Gletscherrinnen fing man prächtige Forellen, und es gelang auch, etwa ein Dutzend Schneehühner (ptarmigan) zu schießen, welche bekanntlich nur wenige hundert Fuß unter die Schneegrenze herabgehen. Der gefährlichste Theil der Reise ist die Besteigung der aus 500 Fuß hohen, fast senkrechten Eismauern bestehenden Kuppel des Berggipfels. Man mußte mit Spitzäxten Stufen in das Eis hauen, um dann während eines starken Schneegestöbers hinaufzuklimmen.

Bekanntlich ist der imposante Berg vulkanischen Ursprungs. Vom Gipfel aus war der Krater auf der unzugänglichen Südseite in einer Tiefe von etwa 1000 Fuß unter dem Gipfel deutlich sichtbar. Derselbe ist von Schnee ganz bedeckt, mit Ausnahme einer Oeffnung in der Mitte von etwa 50 Fuß Durchmesser, welcher fortwährend schwefelige Dämpfe entströmen. Sobald der Wind diese nach den Bergsteigern emportrieb, wurde diesen fast der Athem versetzt, und heftige Hustenanfälle stellten sich ein. Kaum oben angekommen, hörte das Schneetreiben auf und unsere Reisenden wurden für ihre Ausdauer durch eine herrliche Fernsicht belohnt. Die Luft war so klar und durchsichtig, daß die nördliche Kette des schneegekrönten Selkirkgebirges auf wenige Meilen nahegerückt schien. Nach Osten zu schimmerten Mount Shuksan und die Sauk Mountains im Strahl der Mittagssonne, während im Süden der 160 Meilen weit entfernte Mount Rainier mit seiner gewaltigen dunklen Masse das Panorama abschloß. Die Lage des Pugetsundes war durch eine dichte darüber lagernde Nebelbank angedeutet.

Sieben Procent Roggenausfall.

Den Mittheilungen der preußischen statistischen Correspondenz zufolge ist der Ausfall der Roggenernte in Preußen doch nicht ganz so schlecht, als man nach früheren Berichten hätte vermuthen sollen.

In der zweiten Hälfte des Monats August 1891 wurde seitens der landwirthschaftlichen Centralstelle von den landwirthschaftlichen Vereinen die schleunige Feststellung der Ernteergebnisse für Winter- und Sommer-Roggen, nachdem die Ernte der betreffenden Früchte weit genug fortgeschritten wäre und Probedrüsche genügend stattgefunden hätten, für jeden landwirthschaftlichen Kreis nach Befragung einer möglichst großen Anzahl sachkundiger Personen in Kilogramm vom Hektar, spätestens bis zum 1. September d. J. erfordert. Die fraglichen Angaben gingen auch mit sehr vereinzelten Ausnahmen, rechtzeitig ein.

Die statistische Correspondenz stellt nun das Gesammt-Ergebniß dieser Aufnahme für Staat, Provinzen und Regierungsbezirke zusammen. Danach ergibt sich der Gesammt-Ertrag an Winter- und Sommer-Roggen — welcher für 1890 in Doppel-Centnern 50,369,634 betrug — für 1891 nach den Schätzungen der landwirthschaftlichen Vereine Ende August mit 46,673,806 Doppel-Centner.

Es würde sich hiernach für den preußischen Staat bei der Roggenernte des laufenden Jahres gegen 1890 ein Ausfall von rund 3,695,800 Doppelcentner (zu 100 Kilogr.) oder um 7 pCt. ergeben. Ein erheblich anderes Bild gewinnt man indeß, wenn man die Erträge beider Jahre in den einzelnen Provinzen oder gar in den einzelnen Regierungsbezirken vergleicht. Bei den Provinzen zeigen sich Mindererträge von 40, bezw. 29, 28, 24 und 23 pCt. in Rheinland, bezw. Schlesien, Westfalen und Hessen-Nassau, ferner solche von noch 13, bezw. 13 und 7 pCt. für Sachsen, Ostpreußen und Hannover, während Mehrerträge von 31 und 21 pCt. für Brandenburg, Posen und Schleswig-Holstein, solche von 7 und 6 pCt. für Hohenzollern und Pommern zu verzeichnen sind. Noch bedeutender sind die Abweichungen in den einzelnen Regierungsbezirken.

Mineralwachs.

Eine für die einheimische Industrie der Ver. Staaten wichtige Entdeckung wurde kürzlich in Utah gemacht. Man stieß dort nämlich in keiner sehr bedeutenden Tiefe auf ein mächtiges Lager von Mineralwachs oder Ozokerit (zu deutsch riechende Hornsubstanz), welche sich als bedeutend reiner und besser erwies, als das aus dem südlichen Oregon stammende. Es gehört zur großen Familie der Kohlenwasserstoff-Verbindungen, und besteht in der Hauptsache aus Sumpfgas, Petroleum und Paraffin. Dem letzteren gleicht es in raffinirtem Zustande, denn es ist rein weiß und in dünnen Blättchen fast durchsichtig. In der Natur kommt es mit hellgrüner, gelber und brauner Färbung vor.

Das Mineralwachs brennt mit trüber, stark rußender Flamme, verbreitet jedoch nur wenig Geruch. Seine Anwendung ist sehr mannigfaltig, da es geeignet ist, das Bienenwachs völlig zu verdrängen. Bereits hat sich die Ausbeute in Utah auf 300,000 Pfund jährlich gesteigert. Es ist nicht klebrig, wie Bienenwachs. Wenn solches aber gewünscht wird, braucht man es nur mit einer geringen Menge des letzteren zu versetzen.

Die Wichtigkeit des Artikels geht daraus hervor, daß aus Galizien noch im Jahre 1889 nicht weniger, als 1,078,725 Pfund Mineralwachs nach den Ver. Staaten importirt wurden. Dort sind 35 Bergwerksgesellschaften an der Ausbeutung der reichhaltigen Gruben betheiligt. Allem Anschein nach übertrifft das einheimische Product das österreichische an Güte und Reinheit.

Eine geheimnißvolle Krankheit.

Professor W. Ebstein berichtete auf der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher über einen von ihm beobachteten Fall von „Nona", jene eigenthümliche Krankheitsform, die innerhalb der letzten zwei Jahre in Verbindung mit der bekannten Influenza-Epidemie und auch schon früher mehrfach beobachtet wurde. Ueber das Wesen dieser Krankheit ist man zur Zeit noch ebensowenig im Klaren, wie über den Ursprung des Namens, den man von hora nona (9te Stunde), nonna (altes Weib, Hexe, durch Verhexung hervorgerufenes Leiden) und dergl. abgeleitet hat. Charakteristisch für die in Rede stehende Krankheit ist ein kürzere oder längere Zeit anhaltender Schlafzustand; in einem Falle soll derselbe bereits sechs Jahre gedauert haben und der Schlaf nur von Zeit zu Zeit durch einen Halbschlaf unterbrochen gewesen sein, in dem der Kranke Nahrung zu sich nahm.

Dem Auftreten des Leidens geht bisweilen eine melancholische Verstimmung voraus; an der Leiche wurde in dem von Ebstein persönlich beobachteten Falle Darmentzündung und eine Beschaffenheit der Milz nachgewiesen, welche auf eine frühere Anschwellung derselben schließen läßt. Letzterer Umstand legt den Gedanken nahe, daß man in der Nona nicht etwa, wie bisher angenommen wurde, eine mit Hirnhautentzündung komplizirte Influenza-Lungenentzündung, sondern vielmehr eine der Proteus-artig wechselnden Formen der Malaria (Sumpffieber) zu erblicken habe. In mehrfacher Hinsicht lehrreich ist eine Mittheilung, welche Prof. von Mehring (Halle) den in der „Sektion für innere Medizin" versammelten Aerzten über die Entstehung einer neuerdings in Straßburg i. E. beobachteten Typhusepidemie machte. Dieselbe trat gleichzeitig in zwei Straßburger Gefängnissen auf und die auf den Ursprung der Seuche gerichteten Untersuchungen haben als zweifellos ergeben, daß dieselbe auf Verunreinigung von in den Gefängnissen konsumirter Milch mit Wasser, welche Typhusbazillen enthielt, zurückzuführen ist. Es mehren sich jetzt täglich die Beobachtungen, welche erkennen lassen, daß der Genuß von ungekochter Thiermilch die größten Gefahren für die menschliche Gesundheit in sich birgt.

Landwirthschaftliches.

Ein deutsches Fachblatt schreibt: „Vorsicht ist in allen Dingen gut!" sagt das Sprichwort; in diesem Jahre ist sie bei der Verwendung des Roggens und der Roggenspreu doppelt gut, denn infolge des nassen und kühlen Frühjahrs ist der Roggen bei seiner diesmal sehr langsamen Entwicklung von einem unangenehmen Schmarotzer besucht worden, dessen Genuß bei Menschen und Thieren sehr gefährliche Erkrankungen schon hervorgerufen hat. Das an seiner schwärzlich-violetten Farbe leicht erkenntliche Mutterkorn ist kein verunstaltetes oder mißrathenes Roggenkorn, wie manche glauben, sondern ein Gebilde, welches aus dem Gewebe eines in den Blüthenständen der Roggenähre sich entwickelnden Pilzes entstanden ist und die Fähigkeit hat, zu überwintern, um im folgenden Jahre auf's Neue sich auch auf Weizen, Gerste und einer Anzahl wildwachsender sonst guter Grasarten wieder zu zeigen.

Gelangt das Mutterkorn bei der Ernte durch Abfallen in den Boden und steht ihm im nächsten Frühjahr die nöthige Feuchtigkeit zu Gebote, so entwickeln sich auf seiner Oberfläche eine nach Tausenden zählende Menge von Keimen oder Sporen. Gelangen dieselben durch den Wind oder durch Insecten in die Blüthen ihnen zusagender Graspflanzen, wozu auch der Roggen gehört, so treiben sie in dem Fruchtknoten aus und entwickeln dabei zunächst eine Zwischenform, gleichzeitig eine Menge süßer klebriger Flüssigkeit ausscheidend, welcher der Landwirth seit langer Zeit schon den Namen „Honigthau" beigelegt hat. In demselben sind aber ebenfalls wieder Keime des ungebetenen Gastes in Menge enthalten, und so ist es denn leicht zu begreifen, daß, wenn derselbe durch Regenwetter verdünnt und flüssig gemacht wird, er auf darunter und daneben stehende Aehren und Blüthen derselben Aehre gelangt; auch große und kleine Insecten aller Art, die von dem süßen Safte angelockt werden, besorgen schleunigst die Weiterverbreitung. Aus jeder so versorgten Blüthe ragt dann später das violette Mutterkorn deutlich sichtbar hervor.

Das Mutterkorn verursacht somit zunächst einen directen Ausfall an Getreidekörnern, vorzugsweise an Roggen, dann setzt es aber auch den Gebrauchswerth des Roggens sehr herab. Wird es nicht gehörig entfernt, so verursacht das in demselben enthaltene Ergotin, namentlich bei längerem Genusse, Erbrechen, Würgen, Zittern, Lähmungen, besonders aber auch bewirkt es vorzeitige Geburten, Umstülpungen der Gebärmutter und Mastdarmvorfälle. Durch die verbesserten Reinigungsmaschinen sind diese Fälle zwar seltener geworden, soweit es sich um die Bereitung von Brot handelt; wenn jedoch das Mutterkorn als Abfall unter dem Hinterkorn oder in der Spreu belassen wird, so darf man sich über die oben erwähnten plötzlich ganz unvermuthet auftauchenden Zufälle nicht wundern.

Gründliche Entfernung ist daher geboten; ist das durch Sieben und Werfen nicht zu erreichen, so muß man sich zu einem Opfer entschließen und das Mutterkorn sammt der Spreu verbrennen oder in die Jauchengrube werfen. Vernichtet muß es jedenfalls werden. Hat man es nur mit kleiner Menge zu thun, so lohnt sich das Auslesen mit der Hand und der Verkauf an den Drogisten. Es wird das Mutterkorn nämlich auch in der Heilkunde benutzt und nicht selten bezahlen dieselben für das Kilo 3—4 M. Die Vorbeugungsmaßregeln bestehen ferner noch darin, daß man den stark mit Mutterkorn besetzten Roggen zeitig schneidet und möglichst schnell vom Felde schafft, damit möglichst wenig Keime des Pilzes in den Boden gelangen und im nächsten Jahre unsere Ernte schmälern.

Zu erwähnen bleibt uns noch, daß nach Wollnys Beobachtungen das Mutterkorn um so häufiger auftritt, je später der Roggen gesät und je tiefer das Saatkorn untergebracht wurde.

— Wie man sieht. Bitte um eine kleine Gabe. Hier ist die ärztliche Bescheinigung, daß ich krank zu Hause liege und nichts verdienen kann.